



Universität Hamburg
DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG

Carsten Kaven

„Gute Prozessmodelle?“

**Was man von sozioökonomischen
Klassikern und Zeitgenossen lernen
kann**

ZÖSS
ZENTRUM FÜR ÖKONOMISCHE
UND SOZIOLOGISCHE STUDIEN

ZÖSS-Discussion Papers
ISSN 1868-4947/80
Discussion Papers
Hamburg 2020

„Gute Prozessmodelle?“

–

Was man von sozioökonomischen Klassikern und Zeitgenossen lernen kann

Carsten Kaven

Discussion Paper

ISSN 1868-4947/80

Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien

Universität Hamburg

November 2020

Impressum:

Die Discussion Papers werden vom Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien veröffentlicht. Sie umfassen Beiträge von am Fachbereich Sozialökonomie Lehrenden, NachwuchswissenschaftlerInnen sowie Gast-ReferentInnen zu transdisziplinären Fragestellungen.

Herausgeber/Redaktion:

Zentrum für Ökonomische und Soziologische Studien (ZÖSS)

Florian.Lampe@uni-hamburg.de

Universität Hamburg

Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Fachbereich Sozialökonomie

Welckerstr. 8

20354 Hamburg

Download der vollständigen Discussion Papers: <https://www.wiso.uni-hamburg.de/fachbereich-sozoek/professuren/heise/zoess/publikationen>

Zusammenfassung:

Sozioökonomische Klassiker der Mitte des 20. Jahrhunderts sind in ihren Zeitdiagnosen von einer tiefen Krise des Kapitalismus ausgegangen. So haben Joseph Schumpeter und Karl Polanyi ihre durch Weltwirtschaftskrise und Faschismus geprägte Gegenwart in einen weiten historischen Kontext gestellt. Darüber hinaus haben sie versucht, Triebkräfte im Kapitalismus auszumachen, welche auch für dessen Zukunft bestimmend sein sollten. Aus einer ex-post-Sicht ist klar, dass sie in ihren Urteilen über ein Ende des Kapitalismus danebengelegt haben. Auch gegenwärtige Autoren wie Wolfgang Streeck und Per Molander analysieren Krisen und Entwicklungstendenzen. Naturgemäß steht ein Urteil über die Treffsicherheit ihrer Zukunftserwartungen noch aus, nichtsdestotrotz lassen sich kritische Anmerkungen hinsichtlich ihrer Behandlung maßgeblicher Prozesse anbringen. Ich möchte schauen, ob den Fehltritten hinsichtlich der Eigenarten und Tendenzen jeweiliger Gegenwarten nicht systematische Defizite in der Behandlung sozioökonomischer Prozesse zugrunde liegen. Was ist von der Sicht auf maßgebliche Triebkräfte zu halten und welche Schlüsse lassen sich daraus für die Bildung von Prozessmodellen ableiten?

1. Einleitung

Gegenwart mag man als Schnittpunkte von Prozessen auffassen, welche ihre Spur durch die Vergangenheit legen und als Trend in die Zukunft weisen. Die Erkenntnis solcher Prozesse war und ist Gegenstand auch der sozioökonomischen Literatur, d.h. von Autoren, die ihre ökonomischen Analysen in einen weiten historischen und gesellschaftlichen Kontext stellen. Dies galt für Klassiker des 20. Jahrhunderts als auch für unsere Gegenwart. Früher, zu Zeiten von Joseph Schumpeter und Karl Polanyi, hat man mit Pathos von Schicksalsfragen gesprochen. Hier ging es wesentlich um die Zukunft des Kapitalismus, den man noch freimütiger als solchen bezeichnete. Heute sind Klimawandel und soziale Ungleichheit Themen der Zeit – wobei deren Bezeichnung als Schicksalsfragen nicht minder angemessen wäre. Bücher von Gewicht haben also früher wie heute Analysen über den Zustand der (sozialen) Welt und deren Entwicklung geliefert.

In der ex-post-Betrachtung kann man feststellen, dass sich viele Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in ihren Prognosen geirrt haben. Es ist eine Eigenart der meisten Klassiker, dass sie in ihrer Einschätzung der „Zukunft des Kapitalismus“ danebengelegt haben. Diese Aussage gilt sowohl hinsichtlich der Diagnose maßgeblicher sozioökonomischer Strukturen als auch der Abschätzung maßgeblicher Tendenzen, d.h. zu erwartender Entwicklungen. Ein Blick auf die Schwächen der Versuche zeitgenössischer Autoren legt eine ähnliche Vermutung hinsichtlich ihrer Zukunftserwartungen nahe. Welche systematischen Mängel der jeweiligen Analyse haben dazu geführt, dass Urteile über Tendenzen der damaligen Gegenwart derartige Fehlgriffe waren? Und zwar von Autoren ganz unterschiedlicher Standpunkte. Welche Lehren kann man für die Behandlung historischer Prozesse und für die Einschätzung künftiger Entwicklungen ziehen?

Ein Anstoß zu diesem Text ist, aus einer Kritik einer kleinen Auswahl von Analysen zu einer Reihe von Kriterien für bessere Prozessmodelle zu gelangen. Damit ist klar, dass es um Ansätze geht, welche eine längerfristige Perspektive einnehmen, einen tieferen Blick auf Strukturen und Entwicklungstendenzen werfen und damit versuchen, die tieferliegenden Mechanismen maßgeblicher historischer Prozesse freizulegen. Bei der Auswahl derartiger Analysen war mir wichtig, dass die Autoren eine prozessorientierte Perspektive einnehmen, sich aus dieser heraus aber auch grundlegende Probleme aufzeigen lassen. Dies schien mir der lohnendste Weg zu sein,

für die Weiterentwicklung eines prozessorientierten Ansatzes viel herauszuholen bzw. aus Fehlern zu lernen.

Unter diesem Blickwinkel möchte ich aus dem Fundus sozioökonomischer Literatur zwei Klassiker aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herausgreifen und zwei zeitgenössische Werke. Karl Polanyi untersuchte in seiner „Great Transformation“ (1944) den langfristigen Prozess der Herausbildung eines Marktsystems, von dem er konstatierte, dass es durch einen spezifischen Mechanismus an ein Ende gekommen sei. Joseph Schumpeter betonte in „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ (1942) die Prozesshaftigkeit des Kapitalismus und analysierte Tendenzen, die zu seiner Ablösung führen würden. Wolfgang Streeck interpretiert in „Gekaufte Zeit“ die Wirtschafts- und Finanzkrise 2008/2009 als Höhepunkt einer kapitalistischen Krisensequenz, welche in den Zustand eines Fassadendemokratischen Konsolidierungsstaates zu münden droht. Per Molander arbeitet in seiner „Anatomie der Ungleichheit“ einen Mechanismus heraus, welcher Gesellschaften immer wieder auf den Pfad der Ungleichheit treibt.

Viele Analysen der 1930er und 1940er Jahre finden eine Gemeinsamkeit darin, dass ein Ende des Kapitalismus ernsthaft erwogen wurde. Die Möglichkeit lag in der Luft der damaligen sozioökonomischen Diskussion. Zeitgeschichtlicher Hintergrund waren die Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Faschismus (Polanyi), eine ironisch konstatierte Unvermeidlichkeit des Übergangs in den Sozialismus (durch Schumpeter) oder eine Interpretation des New Deal als Vorbote einer staatlich gelenkten Wirtschaft (Schumpeter und Polanyi). Was die zeitgenössischen Analysen angeht, ist man hinsichtlich eines zu erwartenden Endes des Kapitalismus vorsichtiger geworden. Dennoch lassen sich auch hier Gemeinsamkeiten feststellen. Anlass der Analysen sind Fehlentwicklungen und Krisen, deren Ursachen und Zukunftstendenzen ausgemacht werden sollen. Dies betrifft vor allem die Entwicklung sozialer Ungleichheit und der Konzentration von Einkommen und Vermögen. Zwischen beiden Gruppen von Autoren liegt mehr als ein halbes Jahrhundert. Was man sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schwer vorstellen konnte, war das, was nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich folgte: das „goldene Zeitalter“ des Kapitalismus der 1950/60er Jahre. Demgegenüber ist heutzutage der utopische Reiz sozialistischer Alternativen zum Kapitalismus verflogen.

Alle von mir diskutierten Bücher umfassen viel mehr Themen als hier dargestellt. Der Fokus, unter dem ich sie untersuche, trifft dennoch einen gemeinsamen Kern. Ich möchte herausarbeiten, wie die Autoren die Mechanismen dingfest machen, welche

ihrer Ansicht nach das sozioökonomische Geschehen antreiben. Denn hieraus leiten sie Aussagen über zu erwartende Trends ab. In einer ex-post-Betrachtung kann man auf diese historischen Prognosen schauen und fragen, warum sich die Autoren geirrt haben. Genauso ist bei zeitgenössischen Autoren die Frage möglich, was von ihren Ausblicken in die Zukunft zu halten ist. Was ist aus der Behandlung historischer Prozesse für eine Analyse der Gegenwart zu lernen? Welche Fallstricke sind zu vermeiden, welche Stärken zu bewahren? Schließlich möchte ich den Versuch wagen, Kriterien für „gute Prozessmodelle“ näher zu kommen. Der Sinn dieses Vorhabens liegt schließlich darin, die Mittel zu schärfen, um einen realistischeren Blick auf die soziale Welt und ihre Tendenzen zu werfen.

2. Sozioökonomische Klassiker

2.1 Joseph A. Schumpeter: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie

Joseph Schumpeter hat sein wohl meistgelesenes Werk „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ als Zeitgenosse von John M. Keynes und Karl Polanyi im Jahre 1942 veröffentlicht. Allen dreien ging es um grundlegende Entwicklungstendenzen und Zukunftsaussichten des Kapitalismus, angesichts von Krieg, Faschismus und schweren Krisen. Anders als die beiden anderen Autoren gibt Schumpeter seinem Werk eine ironische Note, als er das Ende des Kapitalismus als unvermeidlich und den Übergang in den Sozialismus als ausgemachte Sache darstellt. Dies ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen, da Schumpeter einen lebendigen (und unregulierten) Kapitalismus auf jeden Fall vorzieht; schließlich ist er kein Sozialist. Seine deterministische Darstellung ist eher als rhetorische Figur zu verstehen, um die Warnung zu unterstreichen, was zu erwarten ist (Sozialismus), wenn nichts gegen bestimmte Tendenzen unternommen wird. Diese Tendenzen – Bildung immer größerer Unternehmenseinheiten und schwindender Sinn für das Privateigentum – sind durchaus als real zu verstehen und um diese soll es hier gehen. Schumpeter schreibt hierzu:

„Jede Analyse, sei sie ökonomischer oder sonstiger Art, wird jedenfalls nie mehr als eine Feststellung der in einem Beobachtungsobjekt vorhandenen Tendenzen enthalten können. Diese sagen uns niemals, was mit dem Objekt geschehen *wird*, sondern nur, was geschehen *würde*, wenn sie weiterhin wirkten, wie sie in dem Zeitabschnitt wirksam waren, den unsere Beobachtung umfaßt, und wenn keine anderen Faktoren aufträten.“ (Schumpeter 2005: 105)

Dieses Zitat macht klar, dass es an dieser Stelle nicht um eine wohlfeile Kritik seiner Prognose eines unvermeidlichen Übergangs in den Sozialismus gehen kann, der dann

(„hinterher weiß man es besser“) doch nicht eingetreten ist. Vielmehr stelle ich die Frage, was von Schumpeters Analyse realer Mechanismen und Triebkräfte zu halten ist, welche hinsichtlich der Entwicklung des Kapitalismus am wirkmächtigsten gewesen sein sollen.

Schumpeter entwirft ein durchweg positives Bild des Kapitalismus. Alles, was in der Welt an Wohlstand und Zivilisation wahrzunehmen ist (Massengüter, Wissenschaft, Kultur, Demokratie), verdanken wir seiner Dynamik. Das Wohlstandssteigernde Potential von Wettbewerb und Konkurrenz gilt vor allem in Hinsicht auf neue Unternehmen, neue Produkte und neue Verfahren. Zentral ist der Prozess der „schöpferischen Zerstörung“: so ist es eine Eigenart des kapitalistischen Prozesses, in zyklischen Abständen Neues hervorzubringen, im Sinne einer „industriellen Mutation“. (Schumpeter 2005: 137) Die Prozesshaftigkeit des Kapitalismus zeigt sich in seinen Triebkräften und in für bestimmte historische Epochen charakteristischen Entwicklungstendenzen. Hierzu gehört etwa die Bildung immer größerer unternehmerischer Einheiten (Trusts, Kartelle, Großunternehmen). Nach Schumpeter besteht ein Hauptproblem des Kapitalismus seiner Epoche darin, dass mit dem Verschwinden der unternehmerischen Mittelschicht auch der Sinn für Eigentum und Vertragsfreiheit verlorengeht. Wird dieser Tendenz nicht Einhalt geboten, geht der Kapitalismus schließlich in einen stationären Zustand über, da der Unternehmer seine Funktion verliert, Antrieb für den Prozess der schöpferischen Zerstörung zu sein. Erfindungen werden mechanisiert, persönliche Führung durch ein bürokratisches Amt ersetzt und die Klasse der Bourgeoisie letztlich überflüssig. Hinzu kommt eine feindliche Haltung der Gesellschaft gegen den Kapitalismus, welche durch eine eigene Klasse von Intellektuellen geschürt wird. Der Kapitalismus erzeugt eine „kritische Geisteshaltung“, welche sich gegen ihn selbst richtet und dafür sorgt, dass eine Atmosphäre „allgemeiner Feindseligkeit“ gegen ihn selbst entsteht.

Das Ende des Kapitalismus ist damit nicht durch schwere Krisen zu erwarten, sondern im Gegenteil durch Tendenzen, die seine Erfolgsgeschichte begleiten. Ein Übergang in den Sozialismus, der bei Schumpeter die Gestalt eines Staatskapitalismus annimmt, wird schließlich kaum merklich sein. Alle Elemente einer sozialistischen Gesellschaft (Großunternehmen, gelenkte Produktion, Bürokratie) werden sich weitgehend im Schoße der alten Gesellschaften entwickelt haben. Wie eingangs erwähnt, ist die Unvermeidlichkeit in der Darstellung dieses Prozesses als eine rhetorische Figur zu verstehen; nichtsdestotrotz meint Schumpeter, mit seiner Analyse

des kapitalistischen Prozesses wesentliche Elemente der „in einem Beobachtungsobjekt vorhandenen Tendenzen“ aufgezeigt zu haben.

Trotz der ironischen Darstellung des vermeintlich unvermeidlichen Übergangs in den Sozialismus erlaube ich mir das, was Schumpeter als wesentliche Triebkräfte des kapitalistischen Prozesses ausmacht, ein wenig näher anzusehen. Ansonsten wäre das Mittel der Ironie bloß ein wohlfeiles Mittel, die eigene Sicht der Dinge zu immunisieren. Zwei Punkte zur Kritik möchte ich anführen. Erstens: Schumpeter argumentiert nicht wertfrei, trotz seines eigenen Anspruchs und trotz aller Beteuerungen, seine Analyse zentraler Tendenzen unabhängig von der Wünschbarkeit des daraus resultierenden Sozialismus angestellt zu haben. Denn freies Unternehmertum und eine Kultur des freien und unregulierten Kapitalismus liegen ihm doch am Herzen. Der eigentliche Impuls für sein Schaffen und auch das Verfassen seines Hauptwerkes ist die Sorge über einen möglichen Niedergang des Kapitalismus und damit all seiner Segnungen: des Massenkonsums, der zivilisierenden Kulturwirkung, von Eigentum und bürgerlicher Familie. Diese notwendig vereinseitigte Sicht führt dazu, dass Schumpeter keine ernsthaften Probleme oder Misserfolge des kapitalistischen Prozesses wahrnehmen kann, wenn man diesen nur ohne Einschränkungen machen ließe. (Ganz anders als etwa Karl Polanyi.) So habe es – folgt man Schumpeters Ausführungen – das ganze 19. Jahrhundert hindurch keine Vermögenskonzentration gegeben. (Das Werk von Thomas Piketty war noch nicht geschrieben.) Soziale Auslese finde nach Befähigung und Eignung statt. (Die Rolle des Zufalls ist dagegen in Wirklichkeit viel höher zu veranschlagen.) Die Gesamterzeugung des Kapitalismus komme im Großen und Ganzen den Massen zu Gute. (Zugegeben: die Diskussion über die verheerenden ökologischen Folgen hat erst nach Schumpeter eingesetzt.) Nur durch eine solche Sicht auf den Kapitalismus als Quell aller Segnungen wird die rhetorische Figur der Ironie möglich, der Kapitalismus gehe an seinen Erfolgen zugrunde.

Das Vorstellungsvermögen Schumpeters reichte jedoch nicht hin, aus Elementen wie „staatliche(r) Kontrolle der Kapital- und Arbeitsmärkte, der Preispolitik und – durch Besteuerung – der Einkommensverteilung“ (Schumpeter 2016: 165) etwas anderes zu sehen als einen „gelenkten Kapitalismus (...) den man fast ebenso berechtigt als Sozialismus bezeichnen könnte.“ (ebd.) Aus dieser Perspektive muss dann alles, was nicht auf einen unregulierten Laissez-faire-Kapitalismus hinarbeitet, eine Tendenz zum Sozialismus sein. Eine solche Schwarz-Weiß-Sicht bietet keinen Platz für Tendenzen, die zu dem geführt haben, was in der Nachkriegszeit als soziale Marktwirtschaft (in

Deutschland) oder als skandinavisches Modell etabliert wurde. Die Bindung Schumpeters an seinen Wunsch nach einem unregulierten Kapitalismus – und damit an die Welt des 19. Jahrhunderts – hat damit eine realistischere Sicht auf maßgebliche Tendenzen verhindert.

Zweitens (und dies ist der in diesem Zusammenhang wichtigere Aspekt): Der Ansatzpunkt für ein Untersuchungsobjekt ist unglücklich gewählt. Zwar betont Schumpeter die Prozesshaftigkeit des Kapitalismus und widmet ein Kapitel dem speziellen Prozess, der die kapitalistische Dynamik antreibt: die schöpferische Zerstörung (welche eigentliche Aufgabe des Unternehmertums ist). Leider verbleibt er aber nicht auf dieser Ebene; der eigentliche Gegenstand seiner Analyse ist viel weiter gesteckt, nämlich „die kapitalistische Wirklichkeit als Ganzes“ (Schumpeter 2005: 136). Der Mangel an innerer Distanz und ein zu breit gewähltes Untersuchungsobjekt führen dazu, dass bestimmte Teilprozesse übergroß wahrgenommen werden: Mechanisierung des Fortschritts, zunehmende soziale Gleichheit, schwindender Sinn für Eigentum, ausgreifende Bürokratie, Verfall der (groß-)bürgerlichen Familie. Für keine dieser Tendenzen gibt Schumpeter einen Nachweis, inwiefern gerade diese am wirkmächtigsten gewesen sein sollen. Folglich entsteht gerade kein realistisches und ausgewogenes Bild und schon gar kein belastbares Prozessmodell (etwa eines konkreten Zerfalls), sondern bloß ein Potpourri übergroß wahrgenommener Tendenzen. Schließlich lassen sich in jedem Fall Gegenteilstendenzen ausmachen, die nicht zuletzt dazu geführt haben, dass sich die (ironische) Prognose eines unvermeidlichen Übergangs in den Sozialismus nicht bewahrheitet hat.

Der springende Punkt meiner Kritik ist damit nicht, dass Schumpeters Prognose eines Untergangs des Kapitalismus danebengegangen ist. (Eine ernsthafte Prognose wollte er sowieso nicht anstellen.) Das Problem ist vielmehr, dass sein Engagement für die Segnungen des Kapitalismus und die Wahl eines zu diffusen Untersuchungsobjektes verhindert haben, dem eigenen Anspruch gerecht zu werden, „die dominierenden Züge des Bildes“ (Schumpeter 2005: 105) herauszuarbeiten und deren Entwicklungstendenzen zu analysieren. Insgesamt verhält es sich doch so, dass ein Zuviel an Engagement, Wünschen und Hoffnungen den analytischen Blick trübt. Es ist schwer, ein ausgewogenes Bild realer Tendenzen zu entwerfen, wenn man um den Bestand einer geliebten Ordnung fürchtet. Der Weg führt dann leider nicht zu empirisch fundierten und belastbaren Prozessmodellen, sondern nur zu einer einseitigen Auswahl bestimmter Tendenzen, seien diese auch ironisch überzeichnet.

2.2 Karl Polanyi: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen

Das Schlagwort einer „großen Transformation“ erfreut sich gegenwärtig einiger Beliebtheit. Der Begriff scheint eine Art intellektueller Anker der Debatte um eine sozialökologische Transformation zu bilden, welchem man zutraut, eine Antwort auf die dringenden ökologischen Probleme zu geben.¹ Das Schlagwort entstammt dem Titel des Buches „The Great Transformation“ des Wirtschaftshistorikers Karl Polanyi, welches 1944 erschienen ist. Eine solche „Great Transformation“ sah Polanyi als das bestimmende Thema seiner Gegenwart an, da der liberale Kapitalismus (das selbstregulierende Marktsystem, wie er es nannte) nach dem Ersten Weltkrieg endgültig an sein Ende gekommen war. Seine Analyse sollte zum einen den historischen Prozess nachzeichnen, der zu dieser Situation geführt hat; sie sollte darüber hinaus einen möglichen Weg in die Zukunft weisen, zu einer vom Kapitalismus verschiedenen Form der industriellen Zivilisation.

In seiner „Great Transformation“ analysiert Polanyi zwei sozioökonomische Umwälzungen von größter Tragweite. Eine ist bereits Geschichte, eine findet in seiner Gegenwart statt. Bei ersterer handelt es sich um die Etablierung eines Marktsystems seit Beginn des 19. Jahrhunderts, einer auf der Selbstregulierung von Märkten beruhenden Gesellschaftsordnung. Anders als in der Weltsicht liberaler Ökonomen seien Märkte über die längste Zeit der Geschichte ohne große Bedeutung gewesen, da andere Prinzipien der Verteilung von Gütern vorherrschten. In einem weiten historischen Rückgriff schildert Polanyi Formen der Redistribution und der Reziprozität. Die Durchsetzung eines selbstregulierenden Marktsystems im Zuge der von England ausgehenden Industrialisierung war ganz wesentlich ein politischer Prozess, welcher am Ende jedoch in eine Sackgasse führt. Die zweite Umwälzung, die eigentliche „Great Transformation“, sieht er in seiner Gegenwart der 1940er Jahre, da die „krasse Utopie“ einer selbstregulierenden Marktwirtschaft an ihr Ende gekommen ist. Anders als bei Joseph Schumpeter ist das Ende des Kapitalismus bzw. des selbstregulierenden Marktsystems bei Polanyi keine ironische Pointe, sondern tatsächliches Urteil über die

¹ Um einige Beispiele zu nennen: Ein umfangreiches Gutachten des „Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“ trägt den Titel „Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“. (WBGU 2011) Ein Band der Zeitschrift „politische ökologie“ versammelt Beiträge unter dem Titel „Die Große Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft“ (oekom 2013). Im Kontext des Wuppertaler Instituts für Klima, Umwelt und Energie ist die Studie „Die Große Transformation“ erschienen. (Schneidewind 2018) In allen Werken findet sich ein expliziter Bezug auf Polanyi, von einer ökologischen Transformation ist bei Polanyi hingegen keine Rede.

Welt in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Um diese Gegenwart zu verstehen, sei es notwendig, den historischen Prozess der Herausbildung eines selbstregulierenden Marktsystems nachzuzeichnen. Den eigentlichen Gegenstand seiner Prozessanalyse benennt Polanyi schließlich als den „institutionellen Mechanismus des Niedergangs einer Zivilisation“. (Polanyi 2017: 20)

Den ökonomischen Prozess seit der Industrialisierung versteht Polanyi als eine Doppelbewegung. Auf der einen Seite findet sich die Linie der Durchsetzung einer selbstregulierenden Marktgesellschaft. Diese ist in weiten Teilen ein politisches Werk gewesen und umfasste die Bereiche der Arbeit, der Natur und des Geldes. Alle diese Bereiche wurden warenförmig gestaltet. Menschen wurden aus traditionellen Zusammenhängen gerissen und eigener Subsistenzmöglichkeiten beraubt, so dass die Lage der unteren Schichten zu Beginn der Industrialisierung derjenigen kolonialisierter Völker glich. Daneben schälten sich Institutionen heraus, welche die Säulen eines selbstregulierten Marktes bildeten: der liberale Staat, der Goldstandard und ein internationales System des Kräftegleichgewichts. Alle diese Elemente sind um die Zeit des Ersten Weltkriegs oder spätestens zur Weltwirtschaftskrise 1929 zu ihrem Ende gekommen.

Dagegen grenzt sich ein zweiter Prozessstrang ab, durch den sich Gesellschaften gegen die zerstörerischen Wirkungen des Marktsystems zu schützen versuchten. Denn Arbeit (Menschen) und Boden (Natur) als Waren zu formen, konnte nicht ohne Konsequenzen für die gesellschaftliche Substanz bleiben. Im Widerspruch zur liberalen Auffassung waren es gerade diese Gegen- und Schutzmaßnahmen, welche überall ungeplant ergriffen wurden und mit denen man auf lokale Erfordernisse reagierte. In allen europäischen Ländern, in denen sich das Marktsystem durchsetzte, versuchte der Interventionismus auf gleiche Probleme eine Antwort zu finden. (Arbeitsschutz, Kinderschutz, Gesundheit, Hygiene, ...) Die Pointe von Polanyis Analyse liegt darin, dass diese Schutzmaßnahmen letztlich „mit der Funktionsweise des ökonomischen Systems unvereinbar“ seien (Polanyi 2017: 181), wobei er hinsichtlich des ökonomischen Systems immer den liberalen Kapitalismus vor Augen hatte. Das Scheitern der „krassen Utopie“ eines selbstregulierenden Marktsystems war folglich durch einen „institutionellen Mechanismus“ erzwungen.

Aus einer ex-post-Sicht ist klar, dass Polanyi mit seinem Urteil des „Niedergangs einer Zivilisation“ danebengelegt hat.² Der Kapitalismus ist uns bis heute erhalten geblieben, wenn auch sicherlich nicht in der Form des 19. Jahrhunderts. Polanyis Interpretation der maßgeblichen Strukturen und Tendenzen seiner Gegenwart war folglich falsch. Die „krasse Utopie“ eines selbstregulierenden Marktsystems ist zwar bis auf den heutigen Tag eine solche Utopie geblieben. Nichtsdestotrotz konnte Polanyi für die Zeit des 19. Jahrhunderts nur einen Laissez-faire-Kapitalismus wahrnehmen, der dann durch den Ersten Weltkrieg tatsächlich an sein Ende gekommen war. Seine Gegenwart in der Mitte des 20. Jahrhunderts verstand er insofern folgerichtig als Scharnier zwischen einem zu Ende gekommenen Kapitalismus und einer zu schaffenden Variante des Sozialismus. Sein Verständnis des historischen Prozesses reichte allerdings nicht zu, die Möglichkeit eines regulierten Kapitalismus zu sehen, wie er dann in der Nachkriegszeit Wirklichkeit wurde. Eine entsprechende Schlagseite hatte seine Sicht auf seine Gegenwart.

Was sind aus einer prozesstheoretischen Sicht Ursachen für dieses Fehltriteil? Immerhin bezieht Polanyi sich auf einen umgrenzbaren Prozess und einen ihn antreibenden Mechanismus und unterscheidet sich darin maßgeblich vom Vorgehen Schumpeters. Mir scheint, dass genau an dieser Stelle der Hund begraben liegt; genauer: in Polanyis Postulat, dass die Maßnahmen, die Gesellschaften vor den verheerenden Wirkungen eines Marktsystems schützen sollten, mit dessen Funktionsweise unvereinbar sind und folglich zu dessen Niedergang führen. Diese Unmöglichkeit einer Koexistenz von Schutzmaßnahmen und Funktionsweise ist der Kern des von ihm behaupteten „institutionellen Mechanismus des Niedergangs einer Zivilisation“ und damit des Gegenstands des Buches. Letztlich bezieht sich Polanyi in seiner Analyse ausschließlich auf einen Laissez-faire-Kapitalismus, wie er sich tatsächlich im Laufe des 19. Jahrhunderts herausgebildet hat. In Hinblick auf diesen mag das Urteil über dessen Unvereinbarkeit mit jeglichen Maßnahmen, die Warenförmigkeit von Arbeit und Boden einzugrenzen, tatsächlich zutreffen. Die Crux ist nur, dass damit jegliche Entwicklung des Marktsystems in eine andere Richtung als Laissez-faire nicht denkbar ist. Aus unserer Perspektive hat sich dieses apodiktische Urteil als falsch oder zumindest überzogen herausgestellt. Das Fehltriteil über die Eigenarten der eigenen Gegenwart

² Hier wie an weiteren Stellen ist es mir wichtig zu betonen, dass ich damit nicht die Analyse Polanyis insgesamt ablehne. Seine Beschreibung des Prozesses, wie so etwas wie ein Marktsystem mit viel Aufwand und politischem Willen gegen massive Widerstände durchgesetzt wurde, halte ich immer noch für eine der bis heute lesenswertesten.

beruht also auf einem Fehltriteil über die Eigenarten eines maßgeblichen historischen Prozesses.

3. Zeitgenössische Analysen

Wie Eingangs erwähnt, haben Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus der tiefen Krise des Kapitalismus dessen mögliches Ende abgeleitet. Joseph Schumpeter und Karl Polanyi haben dabei recht unterschiedlich auf die ihrer Gegenwart zugrundeliegenden Prozesse geblickt. Zu deren Perspektiven auf die kapitalistische Dynamik als Prozess habe ich kritische Anmerkungen angebracht. Was Gegenwartsdiagnosen der Mitte des 20. Jahrhunderts angeht, wäre auch eine andere Auswahl möglich gewesen. An Titeln, die bis heute nachklingen, ist kein Mangel. So würden sich etwa die „Dialektik der Aufklärung“ von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer oder „Der Weg in die Knechtschaft“ von Friedrich A. von Hayek ebenfalls gut mit den Werken von Schumpeter und Polanyi kontrastieren lassen. (Auch wenn sie den engeren Kreis der sozialökonomischen Studien verlassen.) Diese in den 1940er Jahren erschienen Bücher gehen gleichfalls von einer fundamentalen Krise aus, formulieren düstere Zukunftserwartungen und vertreten dabei dennoch eine ganz unterschiedliche Sicht auf ihre Gegenwart. Was ich durch diesen Hinweis verdeutlichen möchte ist, wie unterschiedlich die Perspektiven großer Denker auf eine geteilte Gegenwart war, die doch alle zumindest als Umbruchsituation erfahren haben. Was die historischen Gründe für diese Situation waren und welche Möglichkeiten und Tendenzen in die Zukunft sich ergaben, darin gingen die Ansichten radikal auseinander. Genau diese Divergenz ist Anlass für mich zu schauen, ob es nicht doch möglich ist, durch eine andere Analyse historischer Prozessen die Möglichkeit zu schaffen, zu besseren Diagnosen zu kommen.

Eine analoge Absicht verfolge ich bei der Betrachtung zeitgenössischer Autoren. Hier kann es der Natur der Sache nach nicht um eine ex-post-Betrachtung gehen. Dennoch liegt das tertium comparationis in der Analyse der Gegenwart, ihrer Eigenarten und Tendenzen. Und auch die gegenwärtige sozioökonomische Lage ist krisenhaft, denkt man an die Wirtschafts- und Finanzkrise von 2008/2009 oder die Entwicklung zunehmender sozialer Ungleichheit. Zwei Autoren, die vielbeachtete Analysen hierzu vorgelegt haben, möchte ich im Folgenden unter dem Blickwinkel prozesstheoretischer Schwächen diskutieren.

3.1 Wolfgang Streeck: Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus

Wolfgang Streeck hat mit seinem Buch „Gekaufte Zeit“ eine große Kritik des Kapitalismus im Nachgang zur Wirtschafts- und Finanzkrise der Jahre 2008/2009 vorgelegt. Inspiriert wurde er dabei von marxistisch geprägten Krisentheorien seiner Frankfurter Studienzeit Ende der 1960 Jahre. In seiner Analyse geht er zurück bis zum Ende dieser Zeit, da dort die Ablösung des „demokratischen Kapitalismus der Nachkriegszeit“ zu verorten ist. (Streeck 2014: 10) Die Zeitspanne von Ende der 1960 Jahre bis in unsere Gegenwart begreift er als einen Prozess, durch den es dem Kapitalismus gelungen ist, immer wieder Zeit zu kaufen und dadurch seine Existenz ein Stück fortzuschreiben; so auch im Zuge der letztgenannten Krise. Seit den 1970er Jahren sei ein „säkularer Prozess der Liberalisierung“ (Streeck 2014: 46) zu beobachten, durch den der Kapitalismus mehr und mehr seine in der Nachkriegszeit aufgezwungenen Fesseln abstreift, während die Menschen durch Konsumismus und Integration in Erwerbsarbeit bei der Stange gehalten werden. Eine „Finanzialisierung“, die Herausbildung eines dominierenden Finanzsektors, ist dabei eines der wichtigsten Elemente dieses säkularen Prozesses.

Streeck betrachtet in seiner Analyse dieses Prozesses drei Akteure: den Staat, die Lohnabhängigen und das Kapital. Letzteres versteht er als kollektiven Akteur, welcher explizite Interessen und Strategien verfolgt. Wirtschaftskrisen entstehen, wenn das Kapital Vertrauen verliert, Investitionen einstellt und sich nicht mehr an der Wohlstandsproduktion beteiligt. Streeck dreht damit die übliche Sicht um, nach der die Gefahr eines Legitimations- und Vertrauensverlustes auf Seiten der Lohnabhängigen zu suchen ist.) Kapitalismus ist damit nichts Naturwüchsiges, sondern stets eine konkrete Ausprägung eines „Gesellschaftsvertrages“ zwischen den drei Akteuren. Das Kapital hat den Gesellschaftsvertrag der Nachkriegszeit in dem Moment gekündigt, als es meinte, dass die Lohnabhängigen durch materiellen Wohlstand und Beseitigung von Arbeitslosigkeit nicht mehr zu disziplinieren wären. Auf der anderen Seite sahen sich (OECD-)Staaten gezwungen „Zeit zu kaufen“, um den sozialen Frieden zu wahren.

Die seit den 1970er Jahren einsetzende Transformation des Nachkriegskapitalismus fasst Streeck in zwei Trends zusammen. Zum einen sieht er einen Wandel vom Steuerstaat zum Schuldenstaat; zum anderen eine zunehmende Privatisierung immer weiterer Bereiche der Daseinsvorsorge (Bildung, Gesundheit, Rente, ...). Den Schuldenstaat versteht er als „neuartige politische Formation mit eigenen

Gesetzmäßigkeiten“. (110) Ziel des Kapitals war es dabei, die Fesseln des korporativen Nachkriegsregimes abzustreifen, wie es vor allem mit den wirtschaftspolitischen Konzepten von John M. Keynes verbunden war. Diese Fesseln hatte es im Nachgang zur tiefen Krise der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts³ akzeptieren müssen – woraus immerhin eine Periode der „trente glorieuses“, des „golden age“ und des „Wirtschaftswunders“ folgte. Staatlich geregelte Beziehungen sollten nunmehr wieder dem Markt überantwortet und der staatliche Interventionismus zu den Akten gelegt werden. Von daher waren seit den 1970er Jahren Liberalisierung, Privatisierung und Deregulierung die Mittel, diesem Ziel näher zu kommen. Im Ergebnis war das Kapital hiermit „atemberaubend erfolgreich“. (Streeck 2014: 56) Es sei schließlich das zentrale Element eines Demokratieversagens, diesen Entwicklungen nichts entgegengesetzt zu haben.

Das Herzstück der Streeckschen Analyse liegt in der Untersuchung der Eigenart und Wirkungen des „säkularen Prozesses der Liberalisierung“. Diesen versteht er als Sequenz eines übergreifenden historischen Prozesses kapitalistischer Dynamik. Dabei sieht er eine Legitimationskrise des Kapitalismus, da Versprechungen drohen, nicht mehr eingelöst werden zu können. Solche Versprechungen bilden die Grundlage der gesellschaftlichen „Lizenz“ der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, vor allem Vollbeschäftigung und soziale Sicherheit. Um drohende Krisen durch schwindende Akzeptanz zu vermeiden und den Prozess der Kapitalakkumulation nicht zu unterbrechen, wird „Zeit gekauft“. D.h. es werden Mittel ersonnen, um Bevölkerungen innerhalb des kapitalistischen Systems ruhig zu stellen. Vor allem finanzielle Mittel kamen hierfür in Frage, was Streeck von „Geldzauber“ sprechen lässt.

Dieser Prozess verläuft in folgenden Stationen: Ein erster Schritt zur Reparatur des brüchig gewordenen Gesellschaftsvertrags war die Nutzung von Geldpolitik und Inflation, um beginnende soziale Konflikte zu entschärfen. Diese Phase dauerte die 1970er Jahre hindurch bis zur Wende zu den 1980er Jahren. Die nächste große Strategie, den Konflikt zwischen sozialen Ansprüchen und dem, was das Kapital liefern konnte, zu entschärfen, war die Staatsverschuldung. Die Phase des Schuldenstaates setzte in den 1980er Jahren ein, ihr Kennzeichen war die Ersetzung von Steuereinnahmen (in Bezug auf Unternehmen und hohe Einkommen) durch Kreditaufnahme. In den 1990ern trat dann eine weitere Phase auf den Plan, welche Streeck in Anlehnung an Colin Crouch als

³ Die Joseph Schumpeter und Karl Polanyi veranlasste, ein Ende des Kapitalismus zu erwarten.

„privatisierten Keynesianismus“ bezeichnet. (Streeck 2014: 68) In diesem wird Staatsverschuldung durch private Verschuldung ersetzt. Im Kern ging es um eine „Privatisierung der Daseinsvorsorge durch Kreditaufnahme.“ (Streeck 2014: 69/70)

Schließlich gibt Streeck einen Ausblick auf das Kommende. Drei Etappen des Zeitkaufens sind vorbei: Inflation, Staatsverschuldung, Privatverschuldung. Allen gemeinsam ist, dass die Lohnabhängigen das Nachsehen hatten. Die Wirtschafts- und Finanzkrise von 2008/2009 hat das Kartenhaus des „Geldzaubers“ endgültig einstürzen lassen. In der nächsten Etappe geht es nunmehr um den „Versuch einer endgültigen Freisetzung der kapitalistischen Wirtschaft und ihrer Märkte (...) von der Demokratie als Massendemokratie“. (Streeck 2014: 77) Schlagwort für diesen nächsten Schritt ist der Konsolidierungsstaat: wirtschaftliche Themen werden aus dem demokratischen Prozess herausgelöst und nach Möglichkeit in Rechtsform gegossen. Paradebeispiel ist die Aufnahme einer Grenze der Neuverschuldung in nationale und regionale Verfassungen. Alle diese Maßnahmen zeigen in eine Richtung: die Möglichkeiten der Gestaltung von Wirtschafts- und Finanzpolitik auf nationaler Ebene einzuschränken, bis hin zu direkten Eingriffen in die staatliche Souveränität.

Die Situation demokratisch verfasster Nationalstaaten hat sich durch den Wandel hin zum Schulden- und Konsolidierungsstaat und durch die Etablierung eines Finanzsektors grundlegend verändert. Neben das Staatsvolk mit seinen Bürgern ist das „Marktvolk“ der Gläubiger getreten. Was Einfluss und Ansprüche an den Staat angeht, steht es auf Augenhöhe mit dem ehemaligen Souverän. Im Machtverhältnis mit Staaten und deren Bürgern hat das „Marktvolk“ den Vorteil, besser organisiert zu sein und mit Investitionsentscheidungen über ein wirksames Druckmittel zu verfügen. Der eigentliche Sinn des von Streeck so genannten Konsolidierungsstaates ist dafür zu sorgen, dass den Ansprüchen des „Marktvolkes“ gegenüber denen des „Staatsvolkes“ der Vorrang gebührt. In dieser Richtung sind letztlich viele der Reformen von Sozialleistungen zu sehen.

Eine Pointe der Behandlung dieses säkularen Prozesses durch Streeck liegt darin, dass er das Kapital als Klasse versteht. Diesem kollektiven Akteur kann er strategische Handlungsfähigkeit unterstellen und damit auch die Einheit des säkularen Prozesses der Liberalisierung begründen. Mit dieser Auffassung stellt er sich gegen den Zeitgeist der Frankfurter Krisentheorien, bei denen er seinen Ausgang genommen hat. Diese gingen von einem Primat der Politik und der technischen Beherrschbarkeit ökonomischer Prozesse aus, haben damit aber das Kapital als handelnden Akteur aus den Augen

verloren. Die Mittel des Akteurs Kapital zur Durchsetzung der eigenen Interessen waren eine neoliberale Steuerpolitik (Senkung der Steuern auf hohe Einkommen und Vermögen) und die Ausweitung des Finanzsektors (Staaten leihen sich das Geld, auf dessen Einnahme sie durch Steuersenkungen verzichten haben). Hinzu kommt die Formierung einer suprastaatlichen Ebene (EU), um unliebsame Maßnahmen durchzusetzen.

Was ist aus einer prozesstheoretischen Perspektive von Streecks Ansatz zu halten? Hierzu möchte ich zwei Anmerkungen vorbringen.⁴ Zunächst geht er von einem fundamentalen Problem des Kapitalismus aus, welches das Kapital – als Klasse gedacht – durch das Kaufen von Zeit so gut es geht unschädlich macht. Wenn dies nicht mehr gelingt, droht ein Zusammenbruch und hierum dreht sich Streecks Prozessmodell. Er entwirft das Schema einer Abfolge von Maßnahmen, um Zeit zu kaufen: Inflation, Staatsverschuldung, Privatverschuldung. Er betont, dass dieser Prozess auf einer Strategie „des Kapitals“ beruht. Insofern müsste es möglich sein, für jede der Sequenzen des Prozesses aufzuzeigen, dass diese tatsächlich durch das strategische Handeln des Akteurs „Kapital“ verursacht wurde. D.h. es müsste prinzipiell möglich sein, die Stufen und Übergänge des Prozesses als Ergebnis strategischen Handelns eines kollektiven Akteurs festzumachen. Mir scheint jedoch, dass dies ebenso prinzipiell unmöglich ist, da dafür die Flughöhe von Streecks Ansatz nicht geeignet ist. Insofern müssten dies andere geleistet haben, da ansonsten Streecks Modell auf Sand gebaut wäre.

Streeck ist sich dieses Problems im Grunde bewusst. In einem Vorwort zu einer späteren Auflage des Buches führt er zur Frage der Strategiefähigkeit eines kollektiven Akteurs aus: *„In diesem Zusammenhang ist die Frage, wie man sich eigentlich so etwas wie strategisch koordiniertes Konfliktverhalten von Unternehmen und Unternehmern unter Wettbewerbsbedingungen vorstellen soll (...), alles andere als illegitim; ich habe über Wirtschaftsverbände gearbeitet und weiß, welche Nüsse da zu knacken sind (...).“* (Streeck 2014: 18) Und wenige Seiten weiter: *„Viel spricht dafür, dass die Logik oder gar Direktionalität der von mir nachgezeichneten Entwicklung (...) eine emergente war und ist: eine, die für ihr Zustandekommen von den beteiligten Akteuren weder geplant*

⁴ Mit meiner Kritik an Streecks Behandlung eines säkularen Prozesses will ich nicht sagen, dass die Ergebnisse seiner Kritik an der Entwicklung des Kapitalismus nicht zutreffend sind. Mir geht es nur darum zu betonen, dass sich diese Kritik nur nicht aus einem empirisch belastbaren Prozessmodell ableiten lässt. Ein Sammelband der „Zeitschrift für Theoretische Soziologie“ versammelt Beiträge namhafter Soziologen, deren Hauptinteresse es zu sein scheint, Streecks Buch zu Fall zu bringen. (Renn/Schützeichel 2014) Dies ist nicht meine Absicht; mein Fokus ist viel enger, da es mir nur um die Machart einer Prozessanalyse geht.

noch gewollt werden muss, weil sie sich notfalls auch hinter ihrem Rücken vollziehen würde.“ (Streeck 2014: 20)

Aus diesen Zitaten wird deutlich, was die eigentliche Aufgabe einer Prozessanalyse gewesen wäre: die Ebene strategischen Handelns kollektiver Akteure mit einer Sequenz kapitalistischer Dynamik zu vermitteln. Streeck macht hierzu zwar Bemerkungen und weist auf einschlägige Begriffe hin, wie in den Zitaten ersichtlich (strategisches Handeln, Emergenz, Direktionalität), tatsächlich ausarbeiten tut er dies aber nicht. Dies hätte beispielsweise bedeutet, im Rahmen eines Prozessmodells aufzuzeigen, wie das strategische Handeln eines Akteurs „Kapital“ – und sicherlich auch der wissenschaftlichen Protagonisten des Neoliberalismus – zur ersten Krisensequenz des Zeitkaufens (Inflation) geführt hat. Dies wäre Gegenstand einer eigenen Monographie, nur leider liegt so etwas nicht vor. Folglich bleibt Streeck dort, wo es um den Kern der Analyse geht – die Eigenart und Einheit eines historischen Prozesses – letztlich auf der Ebene einer Narration stehen. (Woran auch die vielen Graphiken zu Verlaufsformen ökonomischer Größen nichts ändern).

In die gleiche Kerbe haut auch meine zweite Anmerkung. Der Prozess bzw. die Krisensequenz kennt einen spezifischen Antrieb. Streeck schreibt davon, dass der Kapitalismus letztlich von der „Kooperation oder doch Duldung“ der Massen abhängig ist. (Streeck 2014: 70) Das heißt, von der Einlösung der Versprechen von Vollbeschäftigung und sozialer Sicherheit, um den sozialen Frieden aufrecht zu erhalten. Diese Abhängigkeit ist immer mitzudenken, da sie eine Antwort auf die Frage gibt, warum das Kaufen von Zeit überhaupt notwendig war. Streeck setzt diese Abhängigkeit von einer „Kooperation oder doch Duldung“ allerdings als eine Konstante voraus – zumindest für die Dauer der von ihm beobachteten Krisensequenz. Er untersucht nicht, ob sich im Laufe von gut 40 Jahren an diesem Treiber etwas verändert hat. Immerhin: als das Kartenhaus immer neuer „Geldillusionen“ im Zuge der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008/2009 zusammenbrach, war die neoliberale Umerziehung der Bevölkerungen so weit fortgeschritten, dass anscheinend von einem Wegbrechen von „Kooperation oder doch Duldung“ wenig zu befürchten war. Die nächste Stufe: der Konsolidierungsstaat, mit dem sich der neoliberale Traum einer von demokratisch legitimierten Eingriffen immunisierten Marktordnung erfüllt, fällt damit nicht mehr in den Verlauf der Krisensequenz.

Die Behandlung der Einheit des „säkularen Prozesses der Liberalisierung“ kommt bei Streeck damit recht holzschnittartig daher. Das, was er als Treiber oder Antrieb

ausmacht, wird als Konstante vorausgesetzt und in seiner eigenen historischen Entwicklung nicht weiter untersucht. Das Zusammenspiel von kollektiven Akteuren, strategischen Absichten, strukturellen Bedingungen und historischen Konstellationen wird als Thema zwar gesehen. Die Flughöhe der Prozessanalyse ist aber so angesetzt, dass alle diese Themen zwar benannt, aber nicht wirklich ausgearbeitet werden.

3.2 Per Molander: Die Anatomie der Ungleichheit

Der schwedische Mathematiker Per Molander hat 2014 ein Buch herausgebracht, in dem er versucht, die hartnäckige Existenz sozialer Ungleichheit zu erklären.⁵ Molander war unter anderem als Berater der schwedischen Regierung tätig und in dieser Rolle hauptsächlich mit Verteilungsfragen beschäftigt. In seinem Buch geht er drei Fragen nach: Welcher Mechanismus sorgt dafür, dass alle historischen Gesellschaften von Ungleichheit gekennzeichnet sind? Wie lässt sich Ungleichheit politisch beeinflussen? Und schließlich: Wie verhalten sich die wichtigsten politischen Ideologien zur Frage der Ungleichheit? Molander versteht diese Fragen als Kernthemen einer politischen Philosophie, die nach der Gestalt einer guten Gesellschaft fragt. Seine eigenen Überlegungen stellt er in die Tradition einer solchen politischen Philosophie. Ich möchte seinen Versuch einer Antwort auf die erste Frage beleuchten, da man von seiner Behandlung des Themas für die hier gestellte Frage nach Kriterien für gute Prozessmodelle Wichtiges lernen kann.

Ungleichheit versteht Molander ganz allgemein als ungleiche „*Verteilung menschlicher Ressourcen*“ (Molander 2017: 31), vor allem Einkommen und Vermögen. Als Maß, um diese Verteilung in verschiedenen Gesellschaften zu analysieren, verwendet er ebenfalls ganz klassisch den Gini-Koeffizienten, der das Ausmaß der Konzentration auf einer Skala zwischen 0 und 1 darstellt. Ungleichheit ist Molander zufolge ein Phänomen, welches menschliche Gesellschaften von Anfang an begleitet, die Gültigkeit des von ihm herausgearbeiteten Mechanismus erstreckt sich folgerichtig auf die gesamte Geschichte. Seine Überlegungen beschränkt er jedoch nicht auf Hominide. Er wirft einen Blick auf andere Primaten (v.a. Schimpansen), in deren Populationen sich ebenfalls Ungleichheit findet. Seine Absicht ist dabei nicht eine Naturalisierung von Ungleichheit, sondern der Hinweis, dass wichtige Elemente der

⁵ Molander, Per (2017): Die Anatomie der Ungleichheit. Woher sie kommt und wie wir sie beherrschen können. Frankfurt am Main: Westend Verlag.

Beziehungen innerhalb anderer Primatengruppen denen menschlicher Gesellschaften gleichen: so werden Netzwerke gebildet, Bündnisse geschmiedet und Ressourcen verteilt. Die grundlegende Struktur von Entscheidungssituationen ist damit denen menschlicher Gesellschaften gleich.

In der historischen Folge von Jäger-/Sammlergesellschaften, Hortikulturen, Gesellschaften mit Viehzucht und bäuerlichen Gesellschaften findet sich eine stete Zunahme von Ungleichheit. Zentrale Voraussetzung für diesen Trend ist, dass Sesshaftigkeit das Übertragen von Ressourcen von einer Generation zur nächsten erlaubt, sprich Vererbung. Auch Gemeinwesen der Antike wie Rom und Griechenland und solche des europäischen Mittelalters waren von Ungleichheit gekennzeichnet. Im 20. Jahrhundert konnte man schließlich erstmals einen Rückgang der Ungleichheit in den entwickelten Industriestaaten bis zu den 1970er Jahren beobachten, was vor allem auf die Verteilungswirkung staatlicher Wirtschafts- und Steuerpolitik zurückzuführen ist.

„Die Anatomie der Ungleichheit“ ist nicht nur beschreibend; Molander hat den Anspruch, den Mechanismus dingfest zu machen, der durch die ganze Weltgeschichte hindurch dafür sorgt, dass sich – auch bei gleichen Ausgangsbedingungen – die Verteilung von Ressourcen in jeder Gesellschaft ungleich entwickelt. Er verwirft dabei landläufige Legitimationen wie Tüchtigkeit und Fleiß als Märchen. Als Mathematiker greift er bei seinem Erklärungsansatz auf Modelle der Spieltheorie und auf ökonomische Konzepte wie Nutzenfunktionen und das Nash-Gleichgewicht zurück. Insofern dürfte er im Kontext neoklassischer Modellökonomie einige Steine im Brett haben. Seine Schlüsse hinsichtlich der Entstehung von Ungleichheit dürften liberale Ökonomen hingegen weniger erfreuen.

Molander beginnt seine Analyse des Prozesses der Entstehung von Ungleichheit mit einer Analogie des Murnelspiels. Bei gleichen Ausgangsbedingungen und kleinen Abweichungen im Ergebnis von Runde zu Runde verstärken sich diese Abweichungen im Laufe des Spiels. Auf Gesellschaften bezogen besteht das Spiel hauptsächlich aus Tauschbeziehungen und Verhandlungen. Folglich geht Molander bei seinen Überlegungen von der politischen Philosophie im Anschluss an Vorstellungen eines Gesellschaftsvertrages aus. Dieses Gedankenkonstrukt unterstellt, dass individuelle Unterschiede zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses keine Rolle spielen. Interessant ist dann zu sehen, was nach einem Vertragsschluss aus der einstmaligen Gleichheit der Vertragsschließenden wird. In Molanders Worten: „*Will man die Mechanismen*

verstehen, die auf unterschiedlichen Bereichen zur Ursache von Ungleichheit werden, ist man gezwungen, die Dynamik von Verhandlungen offenzulegen.“ (Molander 2017: 29)

Aus dieser egalitären Ausgangssituation entsteht über fortschreitende Verhandlungsrunden zunehmend Ungleichheit. Molander geht dabei von einer Situation der „Elementarverhandlung“ aus. Diese ist durch drei Elemente gekennzeichnet: die Verhandelnden befinden sich am Existenzminimum, Verhandlungen finden in kurzen Abständen statt und die Beteiligten verfügen über einen Puffer zum Ausgleich von Schwankungen. Nach einer ersten Runde ergibt sich – meist durch Zufall oder kontingente Umstände – ein geringfügig unterschiedliches Ergebnis. Der Nutznießer dieses Vorteils schlägt diesen – zumindest zum Teil – seinem Ressourcenpool zu, der damit von Runde zu Runde ein Stück wächst. Der Vorteil für die kommenden Runden liegt auf der Hand, denn derjenige mit dem größeren Pool an Ressourcen kann sich erlauben abzuwarten oder größere Risiken einzugehen. Wichtig ist dabei die Möglichkeit der Vererbung, d.h. die Weitergabe eines erreichten Stocks an Ressourcen von Generation zu Generation.

Anhand dieses Mechanismus zeigt Molander auf, wie geringe Unterschiede in Ressourcen gepaart mit einer an die Ressourcenausstattung gekoppelten Risikobereitschaft im Laufe der Verhandlungen zu immer mehr Ungleichheit führen. Ist einmal ein Weg in Richtung Ungleichheit eingeschlagen, *„gibt es keine natürliche Kraft, die die Gesellschaft zu einem früher existierenden Gleichgewicht zurückführt.“* (Molander 2017: 62) Entgegen liberalen und neoklassischen Annahmen führt eine freie Konkurrenz damit nicht zu einem Gleichgewicht. Molanders Analyse des Mechanismus zeigt auf, dass ein unreguliertes Verhandlungsspiel schon nach wenigen Runden durch Monopolisierung von Ressourcen zu einem Ungleichgewicht tendiert.

Soweit eine Skizze des Prozesses zunehmender Ungleichheit, welcher durch einen spezifischen Mechanismus angetrieben wird. Eine allgemeine Kritik mag sich an den unrealistischen Voraussetzungen des Verhandlungsmodells reiben, so etwa der Vorstellung einer strukturellen Gleichheit der Akteure zu Anfang (einer Prämisse der „Elementarverhandlung“). Oder an der Tatsache, dass Molander, ganz im Stile neoklassischer Ökonomie, Begriffe und Sichtweisen der bürgerlichen Gesellschaft (Nutzen, Konsum, Ressourcen, ...) auf den Gang der Weltgeschichte projiziert. Hierum soll es mir nicht gehen, sondern um die Tragfähigkeit seines Versuchs der Erklärung eines sozialen Phänomens (Ungleichheit) aus einem Mechanismus heraus.

Molander geht davon aus, dass der von ihm herausgearbeitete Mechanismus in jeder Gesellschaft wirkt, es sei denn, diese ergreifen Maßnahmen wie eine entsprechende Steuer- oder Verteilungspolitik, um dessen Ergebnisse zu korrigieren. Ich möchte an dieser Stelle nicht den Mechanismus selbst beurteilen; dieser ist in seiner Einfachheit wohl einleuchtend. Hinterfragen möchte ich allerdings, ob Molander eine sinnvolle Anwendung seines Mechanismus auf aktuelle verteilungspolitische Fragen gelingt. Denn an dieser Stelle zeigt sich ein zentrales Problem seiner Handhabung des Mechanismus-Konzeptes. Er entwirft seinen Mechanismus zunächst als reines Gedankenspiel; hierauf deutet auch sein Vergleich mit dem Murrenspiel hin. Er weist selber darauf hin, dass es sich zunächst nur um ein gedankliches Konstrukt handelt. Doch kehrt er dann zur gesellschaftlichen Realität zurück und meint feststellen zu können, dass genau dieser Mechanismus für die Entwicklung von Ungleichheit auch in Gegenwartsgesellschaften verantwortlich zeichnet und zwar ohne weitere Analyse konkreter Umstände.

Das Problematische dieses Vorgehens lässt sich mit Hilfe einer Analogie aufzeigen. Stellen wir uns vor, ich will einen Tisch kaufen und gehe ins nächstgelegene Möbelgeschäft. Ich werde fündig, begeben mich ins Lager und kehre mit einem großen Paket nach Hause zurück. Zu Hause angekommen, packe ich es aus und finde etwas Werkzeug, einen Holzklötzchen und einen Zettel mit der Aufschrift: „Dann mal los, viel Spaß!“ Verärgert frage ich mich, was schiefgelaufen ist. Ganz ähnlich verhält es sich mit Molanders Versuch einer mechanistischen Erklärung eines universalgeschichtlichen Phänomens. Er liefert einen Mechanismus als eine Art Werkzeug und eine Zustandsbeschreibung als eine Art Objekt, auf das der Mechanismus angewendet werden soll. Nur liefert er – leider – nicht die Zusammenführung beider. Sein Werkzeug hat sich nicht beim Bau vieler Stühle oder Tische bewährt, sondern wurde aus einer theoretischen Überlegung heraus abgeleitet. „*Damit müsste man einen Tisch bauen können*“, lautet die Hoffnung des Werkzeugbauers. Genauso leitet sich Molanders Mechanismus der Entstehung von Ungleichheit aus theoretischen Setzungen ab und wurde nicht am historischen Material gewonnen. Was, um in der Analogie zu bleiben, eine geglückte Zusammenführung geleistet hätte, wäre ein Prozessmodell gewesen, welches das Wirken des Mechanismus in einem konkreten Zeitabschnitt, im Rahmen konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse aufgezeigt hätte. Genau diese Arbeit hat Molander nicht geleistet.

4. Fazit: „Gute Prozessmodelle“

Es sollte klar geworden sein, dass der eigentliche Sinn der vorangehenden Auseinandersetzungen nicht war, an den großen Würfeln kleinkariert herumzukritteln. Jeder Autor transportiert eine bestimmte Weltsicht und schafft ein Bild der Eigenarten und Tendenzen der sozialen Welt, in der wir leben (oder in der man gelebt hat). Mit den Schlüssen aus den Auseinandersetzungen verfolge ich vielmehr das Ziel, an den Mitteln zu feilen, um zu einer realistischeren Sicht dieser (prozessbestimmten) Welt zu gelangen. Zu diesem Zweck scheint mir eine Idee des niederländischen Soziologen Nico Wilterdink recht brauchbar. Dieser fragt in seinem Aufsatz „Controversial science: good and bad sociology“ nach grundlegenden Prinzipien, welche anleiten, in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu gehaltvollen Ergebnissen zu gelangen, unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer theoretischen Schule.⁶ (Wilterdink 2012) Mit der Unterscheidung von „good and bad sociology“ sollte natürlich nicht die Absicht verbunden sein, von oben herab Schulnoten zu verteilen. Dennoch möchte ich den Ansatz Wilterdinks aufgreifen und versuchen, so etwas wie „basic principles“ für einen Umgang mit sozioökonomischen Prozessen zu formulieren, also für das Erstellen „guter Prozessmodelle“. Dies scheint mir ein gangbarer Weg zu sein, ein Resümee der vorstehenden Diskussionen zu ziehen. Vier Punkte schälen sich heraus.

An erster Stelle steht die Frage nach einer sinnvollen Untersuchungseinheit. Joseph Schumpeter hat zunächst einen sinnvollen Anfang gemacht, indem er betont, dass Kapitalismus wesentlich als Prozess zu verstehen ist. Hiermit verbindet er zwei Forderungen: zum einen ist die ökonomische Analyse als Langfristbetrachtung zu konzipieren, zum anderen muss sie Phänomene in ihrem (organischen) Zusammenhang betrachten. Diesen durchaus sinnvollen Forderungen wird man dann aber – im Gegensatz zu Schumpeters eigener Analyse – eher durch empirisch fundierte Prozessmodelle gerecht, als durch eine durch Wünsche gefärbte Sicht auf einseitig gewählte Tendenzen. Das, was ich an Schumpeters Ansatz auszusetzen hatte: eine falsche Bezugseinheit („die kapitalistische Wirklichkeit als Ganzes“) und ein durch Wünsche getrübler Blick, legt die Spur zur Alternative. Von Schumpeter lernen heißt

⁶ Als solche Prinzipien einer „good sociology“ benennt er: (1) Aufhebung der Opposition von Individuum und Gesellschaft; dagegen eine Sicht auf Menschen, wie sie in Netzwerken miteinander verbunden sind. (2) Anerkennung von Macht- und Statuskämpfen als grundlegend für die soziale Welt. (3) Gesellschaften als dynamische und sich stets wandelnde Phänomene. Betrachtung sozialer Prozesse in ihrer weiten zeitlichen und räumlichen Verflechtung. (4) Keine Betonung disziplinärer Grenzen; weder nach außen (Psychologie, Anthropologie, ...), noch nach innen (beispielsweise durch Bindestrich-Soziologien).

damit zunächst, die Frage nach einer sinnvollen Untersuchungseinheit zu stellen. Hierfür bieten sich singuläre Prozesse an. „Gute Prozessmodelle“ sollten folglich eine sinnvolle Analyseeinheit, ein brauchbares Untersuchungsobjekt bearbeiten. Und das, was als Prozess sichtbar werden soll, darf nicht derart augenfällig von wünschenswerten oder nicht-wünschenswerten sozialen Zuständen abhängen. Die anderen Autoren sind an dieser Stelle einen Schritt weiter. Wolfgang Streeck benennt mit seinem „säkularen Prozess der Liberalisierung“ immerhin einen umgrenzbaren Prozess von einer definierten Dauer; ebenso Karl Polanyi mit seinem „institutionellen Mechanismus des Niedergangs einer Zivilisation“; und Per Molander arbeitet einen spezifischen Mechanismus heraus, der Prozesse der Ungleichheit antreibt. An der konkreten Behandlung dieser Prozesse und Mechanismen hatte ich dann allerdings anderes auszusetzen.

Die Fortführung dieses Punktes, bei dem es um die Abgrenzung eines (singulären) Prozesses als Gegenstand der Betrachtung geht, liegt in der Forderung, für einen umgrenzten Prozess die rechte Integrationsebene zu finden. Prozessmodelle müssen die jeweilige Ebene des historischen Geschehens treffen, auf der (strategisches) Handeln (kollektiver) Akteure mit sich wandelnden strukturellen Bedingungen zusammentrifft. Sie müssen also aufzeigen, wie sich unter den Zwängen kontingenter Konstellationen strategisches Handeln in ungeplante Ergebnisse transformiert. Es kann nicht darum gehen, ein solch anspruchsvolles Programm lediglich theoretisch zu postulieren, sondern genau dies als Herausforderung an ein Prozessmodell zu leisten. Die Flughöhe einer Analyse darf folglich nicht so angesetzt sein, dass Prozesse nur aus der Fernsicht in ihren Umrissen beschrieben werden. Hierauf bezog sich meine Kritik an Wolfgang Streeck, dass dieser über den Status einer Narration nicht hinausgekommen ist. Ähnlich sehe ich die Verhältnisse bei Joseph Schumpeter. Er benennt zwar eine Reihe von Trends, welche jedoch – je für sich betrachtet – lediglich konstatiert, als wirklich analysiert werden. Eine Prozessanalyse, welche derartige Verkürzungen vermeidet, muss so angesetzt sein, dass der Zusammenhang zwischen historischen Ereignissen, (kollektiven) Akteuren und Strukturdynamiken deutlich wird. Ein „gutes“ Prozessmodell trifft damit die Integrationsebene der sozialen Welt, auf der ein Prozess seine Einheit gewinnt. So bietet Polanyis „institutioneller Mechanismus des Niedergangs einer Zivilisation“ die Möglichkeit, einen längerfristigen Prozess als durch ein Spannungsverhältnis getrieben zu analysieren. Ein gutes Potential hierfür hätte Per Molanders Mechanismus der Ungleichheit; leider formuliert er diesen aber nur als

abstraktes Modell und bleibt damit vor der Schwelle eines eigentlichen Prozessmodells stehen.

Drittens: Prozesse setzen ihre Gegenstände nicht voraus. Unter Gegenständen verstehe ich die Ergebnisse historischer Prozesse, aber auch Elemente der Prozesse selber (etwa ihre Treiber oder beteiligte Akteure). Folglich müssen Prozessmodelle in der Lage sein, das historische Gewordensein ihrer Gegenstände und Elemente aufzuzeigen. Karl Polanyi gelingt dies, beispielsweise in Bezug auf Märkte und Lohnarbeit als Effekte eines längerfristigen Prozesses der Herausbildung eines Marktsystems. Entgegen der liberalen Auffassung sind Märkte eben keine universalhistorischen Konstanten, sondern Phänomene, die durch ganz bestimmte historische Prozesse und politische Maßnahmen in Szene gesetzt worden sind. Die längste Zeit existierten sie entweder gar nicht oder waren bedeutungslos. Nicht gut behandelt wird dieser Punkt – umgekehrt – durch Wolfgang Streeck. Er vermag es nicht recht, dem Antrieb des von ihm untersuchten Prozesses historisches Leben einzuhauchen. Mit Blick auf seine „Gekaufte Zeit“ wäre eben auch die Konstellation zu historisieren, in der ein Nachkriegskapitalismus so etwas wie eine gesellschaftliche Lizenz benötigt, welche von der Kooperation und Duldung der Massen abhängt. Es ist letztlich nicht plausibel, etwas derartiges als Hintergrundkonstante eines Prozesses einfach zu unterstellen. Joseph Schumpeter kann man zugute halten, dass er – dadurch, dass er den Kapitalismus als Prozess auffasst – diesem (trotz aller Ironie) nur eine begrenzte Zeit in der Geschichte zubilligt. Die Endlichkeit des Gegenstands deutet auf seine Geschichtlichkeit hin. Wiederum schlecht gelöst ist dieser Aspekt bei Per Molander, der eben dadurch, dass er lediglich ein abstraktes Modell entwirft, keinen realen historischen Prozess zu fassen bekommt.

Bei einem vierten Punkt geht es um die Frage, inwieweit Prozessmodelle als Element eines (sozialwissenschaftlichen) Werkzeugkastens verstanden werden können. So mag man es als Ziel prozessorientierter Forschungstätigkeit ansehen, einen Kasten mit Werkzeugen zu bestücken (d.h. mit Mechanismus-Modellen), auf die dann bei einer konkreten Fragestellung nur verwiesen werden muss. Eine Erklärung läuft dann nach dem Schema: das soziale Phänomen X ist das Ergebnis des Wirkens eines Mechanismus vom Typ Y. Meine Diskussion des Buches von Per Molander hat jedoch zu der Einsicht geführt, dass es nichts nützt, lediglich Werkzeuge im Sinne abstrakter Modelle zu liefern. Sinn der Übung muss sein, Prozessmodelle am konkreten Material zu entwickeln, denn nur dann ist es möglich, die Verwechslung von

Gedankenexperimenten und realitätsbezogenen Modellen zu vermeiden. Mechanismus-Modelle sind eben keine Werkzeuge, auf die man nur zeigen muss, um die Erklärung für ein soziales Phänomen zu liefern. Über diesen Stand ist Molander bei seinem Versuch nicht hinausgekommen, Prozesse dingfest zu machen, die zu sozialer Ungleichheit führen. Ein Mechanismus-Modell macht sich als Werkzeug erst dann nützlich, wenn es im Rahmen einer konkreten Prozessanalyse aufgeht, welche die Verhältnisse einer bestimmten Epoche oder Region zum Gegenstand nimmt. Ein „gutes Prozessmodell“ ist damit kein Werkzeug, sondern das Ergebnis der Anwendung und Entfaltung eines solchen.

Diese vier Punkte scheinen mir beherzigenswerte Hinweise zu geben, welcher Weg einzuschlagen ist, um zu „guten Prozessmodellen“ zu gelangen. Der Nutzen der vorangehenden Überlegungen sollte damit klar geworden sein; zumindest hätten sich Einseitigkeiten und Schwächen der diskutierten Ansätze vermeiden lassen. Wie eingangs erwähnt, haben alle von mir behandelten Autoren eine zeitdiagnostische Absicht. Karl Polanyi und Joseph Schumpeter haben das Ende des Kapitalismus auf unterschiedliche Weise und aus unterschiedlichen Gründen erwartet. Auch Wolfgang Streeck und Per Molander analysieren die Gegenwart in der Perspektive historischer Prozesse und Mechanismen. Dabei ist es nicht immer gelungen, das in den Griff zu bekommen, was die Prozesshaftigkeit des Geschehens ausmacht. Ihr Urteil wäre wohl anders ausgefallen, hätten sie ein angemesseneres Konzept historischer Prozesse und ihrer Modellierung verfolgt. Die Kritik und das Aufzeigen von Schwächen (mit einem Fokus auf die Behandlung von Prozessen) hat schließlich zu einem Katalog von Schlüssen und Empfehlungen geführt, von denen ich hoffe, dass sie für die Arbeit an Prozessmodellen von Nutzen sein können. Die Ergebnisse der Überlegungen, was „gute Prozessmodelle“ sein könnten, mögen dann den Blick auf die großen Entwürfe sozioökonomischer Klassiker und Zeitgenossen etwas ändern. Und zwar in Richtung einer nüchterneren Sicht auf das, worüber sich sinnvoll Aussagen treffen lassen.

Literatur

- Molander, Per (2017): Die Anatomie der Ungleichheit. Woher sie kommt und wie wir sie beherrschen können. Frankfurt am Main: Westend.
- oekom e.V. (Hg.) (2013): Baustelle Zukunft. Die Große Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft. politische oekologie, Jg. 31. München: oekom.
- Polanyi, Karl (2017 [1944]): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Polanyi, Karl (1979): Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Renn, Joachim / Schützeichel, Rainer (Hg.) (2014): Forum: Wolfgang Streeck: Gekaufte Zeit. ZTS – Zeitschrift für theoretische Soziologie, Jg. 3 Heft 1. Weinheim: Beltz/Juventa.
- Schneidewind, Uwe (2018): Die große Transformation. Eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Schuetzeichel, Rainer / Jordan, Stefan (2015): Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Schumpeter, Joseph A. (2016): Schriften zur Soziologie und Ökonomie. Berlin: Suhrkamp.
- Schumpeter, Joseph A. (2005 [1942]): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Tübingen: A. Francke.
- Streeck, Wolfgang (2014): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wilterdink, Nico (2012): „Controversial Science: good and bad Sociology“, in Figurations. Newsletter of the Norbert Elias Foundation, 36b, S. 1-12.
- Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine große Transformation. Berlin: WBGU.

